daß man sie nicht auf der Straße anzieht, wenn man Besorgungen macht. Man geht kaum die paar Stufen seiner Treppe mit ihnen hinunter, um das Automobil zu besteigen, und benutzt sie nur, um sie bei einer Soiree bewundern zu lassen. Die andere Schuhneuheit ist praktischer und betrifft die Tagesschuhe. Sie verlangt, daß die Straß- oder Stahlschnalle recht auffallend ist, daß der einfache Halbschuh mit der Schleife nicht elegant genug erscheint, um zu einem Nachmittags- und Besuchskleid getragen zu werden. Ein geschickter Schuhmacher hat das Problem gelöst. Er hat die geniale Idee gehabt, die Oesen, durch die die Schnürsenkel gezogen werden, mit kleinen Straßreifchen zu umgeben. Diese Garnierung glänzender Ringe ist weniger auffallend als die Schnalle, aber die Wirkung ist doch schick. Auch die Strümpfe will man in Zukunft glitzern sehen. Sie sollen mit Perlen benäht werden. Sie sollen weitmaschig sein und ihre Fäden werden bei jeder Kreuzung eine Perle halten.

Die Französinnen sind vielleicht weniger berühmt wegen des Eifers, mit dem sie der Mode folgen, als wegen der Schnelligkeit, mit der sie sie wechseln. Montesanten hat in seinen „Persischen Briefen" diese Eigenschaft auf pikante Art geschildert: „Ich finde", sagt Usbek der geistreiche Denker, „die Modekawieren bei den Franzosen erstaunlich. Sie haben vergessen, wie sie im Sommer angezogen waren, und wissen noch viel weniger, wie sie es im Winter sein werden. Man hält es nicht für möglich, wieviel es einem Mann kostet, seine Frau modern zu machen . . . Eine Frau, die Paris verläßt, um sechs Monate auf dem Lande zuzubringen, kommt ebenso sicher wieder zurück, als wenn sie dort dreißig Jahre in der Vergessenheit gelebt hätte! . . ." Kann man sich liebenswürdiger über die grazissche unserer Schwächen lustig machen? . .

Henriette Dufour.

## Der gute Ton auf der Straße.

Es war in einem Salon. Die Dame des Hauses saß in gemütlichem Geplauder mit zwei Freundinnen, als ein Gast gemeldet wird, ein Bekannter der Familie. Und da war er auch schon auf der Schwelle, verbeugte sich leicht und eilte mit ausgestreckter Hand der gnädigen Frau entgegen. Der Etikette gefliebte Besucher hat, was viele Herren tun, ohne zu wissen, daß sie damit gegen den guten Ton verstoßen. Er wußte nicht, daß dem Herrn nur das Recht zusteht, sich vor der Dame zu verbeugen und daß sie darüber entscheidet, ob sie dem Besucher zum Gruße die Hand reichen will oder nicht.

Aber noch häufiger als im Salon wird auf der Straße gegen den guten Ton verstoßen. Es ist Mehrheit, an einem schönen Nachmittag einen kleinen Spaziergang durch Promenaden und Straßen zu unternehmen und darauf zu achten, wie oft die Herren der Schöpfung abmungslos gegen jenen ersten Ton verstoßen, der sie als viele Propheten und so wenige wirkliche Anhänger findet. Dort sieht Du einen elegant gekleideten Herrn einherwandeln, eine Dame kommt ihm entgegen, er kennt sie oberflächlich; auch schon greift er zum Hute und grüßt mit weitem Bogen. Er glaubt höflich zu sein und ahnt doch nicht, daß er gegen die differenzierten Gesetze der Etikette verstößt. Denn nach ihnen steht nicht dem Herrn das Recht zu, nach seinem Ermessen eine Dame zu grüßen; sondern die Dame entscheidet darüber, wessen Gruß sie annehmen will. Ein leichtes, kaum merkbares Senken des Kopfes: und erst dann weiß der Herr, daß er grüßen darf und daß sein Gruß willkommen ist. Ursprünglich mag diese Sitte auf die Tage ritterlichen Frauenverehrung zurückgegangen sein; auf die Zeiten, da die Frau ausschließlich das gesellige Leben beherrschte, als das Recht, eine Dame zu grüßen, noch eine Gunst war. Aber auch heute noch hat diese alte Etikette ihre praktische Bedeutung. Sie räumt der Frau das Vorrecht ein, unter den zahllosen Männern, die sie zufällig und flüchtig in fremden Häusern kennen lernte, auszuwählen, sie kann unaufällig eine willkommene Bekanntschaft wieder anzuschechen machen, sie kann Herren, deren Gruß ihr unerwünscht ist, „vergessen".

Noch häufiger gewahrt man einen anderen Verstoß gegen den guten Ton auf der Straße: das Schaumbremsen. Es widerspricht der guten Erziehung, die da fordert, daß man Menschen ehrlich ins Gesicht sehe, ohne sie darum gleich anzustarren. Willst Du sie auf der Straße umsehen, so mußt Du stehen bleiben und dich ganz umdrehen; im Gehen oder den Kopf zurückwenden und einer Dame oder einem Herrn nachblicken, wird stets als ein Zeichen seiner mangelhaften Ueberzeugung des guten Tones auf der Straße gelten.

Und ähnlich ist es, wenn du einen Besuch machst und vor Betreten des betreffenden Hauses, vielleicht einer unwillkürlichen Regung nachgebend, zu den Fenstern der Wohnung emporblickst. Das ist ein gleicher Ton, denn du nimmst der Dame, bei der du deine Karte abgeben willst, die Möglichkeit, deinen Empfang vielleicht auf eine gelegenere Zeit zu verschieben. War ein Familienmitglied zufällig am Fenster, so wird die oft so notwendige kleine Gesellschaftslüge des „nicht zu Hause" nunmöglich oder zu einer Taktlosigkeit. Man ist gezwungen, den Besucher entweder zu verletzen oder ihn in seinem Angedenken zu empfangen, da sein Besuch aus tausend äußeren und inneren Gründen wirklich unbequem oder unwillkommen sein kann. Man verzichte die Dame, die man besuchen möchte, hinter Umständen in eine peinliche Verlegenheit. Das aber ist unritterlich, und darum verstößt es gegen den guten Ton auf der Straße, zu Fenstern hinaufzublicken, um Beobachtungen anzustellen, die die Etikette verbietet.

## Blumen aus dem Süden.

Die Azurküste, die herrlichen Gestade in der Umgebung von Cannes und Nizza, und ihre weitere Fortsetzung in der Riviera, ist das Blumenparadies Europas, aus dem in den Wintermonaten oder eigentlich schon von Oktober an und bis in den Mai hinein täglich ganze Wagenladungen von abgeschnittenen Blumen nach den Hauptstädten Europas abgehen. Auf französischem Gebiete sind es hauptsächlich die beiden Departements der Seealpen und des Var, von denen dieser Handel ausgeht. Die Blumengärten legen lange Reisen zurück. Von Nizza gelangen sie beispielsweise in 13 Stunden nach Frankfurt, in 41 Stunden nach Köln und in 42 Stunden nach Berlin, ferner in 39½ Stunden nach London und in 40 Stunden nach Brüssel. Man verfrant sie, um diese schnelle Beförderung zu erreichen, nur der Post an, entweder in direkten Sendungen bis nach dem Bestimmungsort, oder mit der Adresse an gelwisse Grenzorte, wo sich Mittelspersonen von dem Zustande der Ware bei der Ankunft überzeugen und dann ihren weiteren Versand übernehmen. Für Süddeutschland geschieht diese Verteilung hauptsächlich in dem kleinen Grenzort Petit Croix, für Norddeutschland und Rußland meist erst in Köln, für England in dem nordfranzösischen Hafen Boulogne. Für die Blumensendungen aus Südfrankreich nach den Hauptstädten Deutschlands, ferner nach Wien, Warschau und Petersburg sind besondere internationale Tarife zur schnellen Beförderung vereinbart worden. Diese Tarife werden aber wenig benutzt, weil sie zu teuer sind. Nur wo eine sehr große Geschwindigkeit unerläßlich ist, bedient man sich sogar der Luxuszüge, die von Nizza nach Berlin in etwas über 20, nach Petersburg in 71 Stunden fahren. Da für Blumen in den Großstädten im Winter außerordentliche Preise gezahlt werden, sind auch hohe Frachtsätze zum Teil gerechtfertigt.

Außer Nizza und Cannes spielen die Hauptrolle im Blumenhandel die Orte Hyères, Toulon-les, Hyères und Toulon. Nach einer im Pariser „Cosmos" veröffentlichten Statistik wurden in den Markthallen von Paris schon vor einigen Jahren für 12 Millionen Mark Blumen verkauft, davon für 1 Millionen Blumen aus dem Süden. 2 Millionen Dutzend Rosen im Jahre brachten rund 1,2 Millionen, 6 Millionen Dutzend Nelken gegen 2 Millionen, 6 Millionen Bund Veilchen 400 000 und verschiedene andere Blumen für 200 000 Mark. Seitdem aber hat die Zufuhr von Schnittblumen aus Südfrankreich noch bedeutend zugenommen. Vor etwa 10 Jahren belief sich der dortige Versand auf 7128 Tonnen, wovon etwas mehr als ein Drittel auf Paris, das übrige auf das Ausland entfiel. Im letzten Winter aber wurde das Gesamtgewicht der Blumensendungen bereits auf mehr als 14 000 Tonnen veranschlagt, die in 2,7 Millionen Kolis verpackt waren. Dem Gewicht nach hat die stärkste Zunahme im Bezuge von Blumen aus Südfrankreich aufzuweisen. Nach der letzten Statistik entfielen auf den Versand nach Deutschland fast 3000, auf den nach England nur etwas über 2000 Tonnen. Der mittlere Wert des ganzen Blumenversandes aus jenen Gegenden der Mittelmeerküste wird auf mehr als 25 Millionen Mark geschätzt. Außer Rosen, Nelken und Veilchen sind namentlich die Mimosen in Aufnahme gekommen. Daneben wird noch ein steigender Handel mit Blumenzwiebeln und Knollen getrieben von Hyazinthen, Narzissen, Lilien, Anemonen usw., die vorzugsweise nach den Vereinigten Staaten und nach Holland gehen.

## Luftige Ecke.

* Dinergespräch. „Das Bein ist das Beste an der Ente, meine Gnädige." „Ja, das höre ich immer die sagen, die sich nachher den Flügel nehmen."

* Kollegial. Hausfrau (die mit dem Dienstmädchen vom Markte zurückgekehrt ist, auf der Treppe): „Marie, wir haben nun doch die Petersilie vergessen!" — Marie: „Gott, Madam — wir sind doch rechte Schaf!"

* Der Arzt als Austernfreund. „Sehen Sie, meine Gnädige, ich suche mir bei Diners immer einen Platz an der Seite einer Person aus, der ich das Austernessen verboten habe . . . Dann kriege ich das Dutzend des Betreffenden."


Meine verehrten Hausfrauen!

Prüfen Sie bei den hohen Kaffeepreisen den

Aechten Brandt-Caffee Marke „Pfeil"

als bester Kaffeezusatz millionenfach bewährt, und trinken Sie auch Malzkaffee nicht ohne Zusatz von „A. B. C.", der dem Aufguß Kraft und Würze verleiht. — Ueberall zu haben. — Alleinige Fabrik

Robert Brandt, Magdeburg.

Bruchleidende, auch solche, die schon vieles vergeblich angewandt haben, erreichen mit geringe, kosten Heilung, ohne jede Berufsstör., in 4–8 Wochen, durch mein einzig dastehendes, die Bruchteile zusammenziehendes Heilverfahren. Prospekte und Zeugnisse gratis.

W. Beins, Zürich, Stolzestr. Briefporto 20 Pf. Postkarte 10 Pf.


## Blumen aus dem Süden.

Die Azurküste, die herrlichen Gestade in der Umgebung von Cannes und Nizza, und ihre weitere Fortsetzung in der Riviera, ist das Blumenparadies Europas, aus dem in den Wintermonaten oder eigentlich schon von Oktober an und bis in den Mai hinein täglich ganze Wagenladungen von abgeschnittenen Blumen nach den Hauptstädten Europas abgehen. Auf französischem Gebiete sind es hauptsächlich die beiden Departements der Seealpen und des Var, von denen dieser Handel ausgeht. Die Blumengärten legen lange Reisen zurück. Von Nizza gelangen sie beispielsweise in 13 Stunden nach Frankfurt, in 41 Stunden nach Köln und in 42 Stunden nach Berlin, ferner in 39½ Stunden nach London und in 40 Stunden nach Brüssel. Man verfrant sie, um diese schnelle Beförderung zu erreichen, nur der Post an, entweder in direkten Sendungen bis nach dem Bestimmungsort, oder mit der Adresse an gelwisse Grenzorte, wo sich Mittelspersonen von dem Zustande der Ware bei der Ankunft überzeugen und dann ihren weiteren Versand übernehmen. Für Süddeutschland geschieht diese Verteilung hauptsächlich in dem kleinen Grenzort Petit Croix, für Norddeutschland und Rußland meist erst in Köln, für England in dem nordfranzösischen Hafen Boulogne. Für die Blumensendungen aus Südfrankreich nach den Hauptstädten Deutschlands, ferner nach Wien, Warschau und Petersburg sind besondere internationale Tarife zur schnellen Beförderung vereinbart worden. Diese Tarife werden aber wenig benutzt, weil sie zu teuer sind. Nur wo eine sehr große Geschwindigkeit unerläßlich ist, bedient man sich sogar der Luxuszüge, die von Nizza nach Berlin in etwas über 20, nach Petersburg in 71 Stunden fahren. Da für Blumen in den Großstädten im Winter außerordentliche Preise gezahlt werden, sind auch hohe Frachtsätze zum Teil gerechtfertigt.

Außer Nizza und Cannes spielen die Hauptrolle im Blumenhandel die Orte Hyères, Toulon-les, Hyères und Toulon. Nach einer im Pariser „Cosmos" veröffentlichten Statistik wurden in den Markthallen von Paris schon vor einigen Jahren für 12 Millionen Mark Blumen verkauft, davon für 1 Millionen Blumen aus dem Süden. 2 Millionen Dutzend Rosen im Jahre brachten rund 1,2 Millionen, 6 Millionen Dutzend Nelken gegen 2 Millionen, 6 Millionen Bund Veilchen 400 000 und verschiedene andere Blumen für 200 000 Mark. Seitdem aber hat die Zufuhr von Schnittblumen aus Südfrankreich noch bedeutend zugenommen. Vor etwa 10 Jahren belief sich der dortige Versand auf 7128 Tonnen, wovon etwas mehr als ein Drittel auf Paris, das übrige auf das Ausland entfiel. Im letzten Winter aber wurde das Gesamtgewicht der Blumensendungen bereits auf mehr als 14 000 Tonnen veranschlagt, die in 2,7 Millionen Kolis verpackt waren. Dem Gewicht nach hat die stärkste Zunahme im Bezuge von Blumen aus Südfrankreich aufzuweisen. Nach der letzten Statistik entfielen auf den Versand nach Deutschland fast 3000, auf den nach England nur etwas über 2000 Tonnen. Der mittlere Wert des ganzen Blumenversandes aus jenen Gegenden der Mittelmeerküste wird auf mehr als 25 Millionen Mark geschätzt. Außer Rosen, Nelken und Veilchen sind namentlich die Mimosen in Aufnahme gekommen. Daneben wird noch ein steigender Handel mit Blumenzwiebeln und Knollen getrieben von Hyazinthen, Narzissen, Lilien, Anemonen usw., die vorzugsweise nach den Vereinigten Staaten und nach Holland gehen.

## Knackmandeln.

**Auflösung des Rätsels aus Nr. 9: „Schneumon" (Neumond, Ich —).**

Richtige Lösungen gingen ein 60. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 75. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Otto Kellner, Fabricius, Georg Stäglich, Karl Bösener, Artur Hartmuß, Hans Schultz, Hans Flemming, Frau Hagemann, Fritz Dietz, Hedwig Köhler, P. Gymer, Grete Alt, Herbert Ulimann, H. Najork, Margarete Keferstein, Marie Jahn, E. Hern, Rosa Uteicher, Anna Hennicke, Fr. Treffelt, M. Jentsch, Fr. Gulge, Frau Wippliuger, Frau Mimi Wippliuger, Elsa Hech, Fritz Remnbaum, Gertrud Wenzel, Louis Reuter, Käthe Breitter, Frau J. Junger, Arthur Merr, K. Stockhausen, Frau Luise Koeber, Heinrich Barteld, Charlotte Prenz, Metzner, Otto Hahn, Fritz Seymewald, Gretel Korb, L. Schauer, Kurt Linke, Frau Anna Rudolf, Anna Ziese, Liefelotte Altenkirch, Hans Liebe, Margarete Liebe;

von auswärts: H. Lehmann, Löbejün, Richard Rühlmann, Hörbig, Karl Wanke, Delitzsch, Frau Auguste Blumenstein, Naumburg, Walter Kanitsch, Merseburg, Wilhelm Klußhendorf, Ammendorf, P. Fromm, Wettelnseln, Lina Oertel, Breslau, Helene Fischer, Dülau, H. Tennstedt, Hettstedt, Josef Kreis, Pratau, Margarete Apelt, Rötzsch, Karl Lauk, Löbejün, Oskar Dietrich, Wernigerode.

**Die Prämie: Strassers Deutsches Preis-Kochbuch, eleg. geb.**

entfiel auf **H. Najork**, hier.

### Füllrätsel.

1. Neuseeländische Vogelgattung.
2. Deutschrussische Stadt.
3. Teil des Kopfes.
4. Singvogel.
5. Futterpflanze.
6. Quälende Empfindung.

Die Buchstaben A A A, E E, G G, I I I, K K K, L, M, N N, R R, S, T, W sind in die Felder vorstehender Figur derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen Wörter von der beigefügten Bedeutung bilden, während die mittelste senkrechte Reihe eine Zeitrechnung ergibt.

**Prämie: Im Palast des Dogen, Erzählung von Max Wirth.**

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

### Schachaufgabe.

Vierzüger von F. v. Wardener in Taus.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.

(9+5)

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 8.

**Zweizüger von J. van Dijk in De Tier.**

W. Kg5, Dd7, La3, e6, Sa1, c3, Td1, Bd2, e7, f2.
Schw. Kd3, Ld6, Td7, Ba7, c7, e3.

1. Se3—c4. –

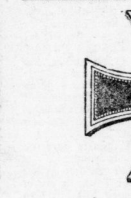
Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Ruck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.


# Hallesche Familien-Blätter

**Wochen-Beilage**

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 10 — Halle a. S., Sonntag, den 9. März — 1913


## Das Eiserne Kreuz.

(Zur hundertjährigen Wiederkehr seiner Stiftung am 10. März 1813.)

Als ein Denkmal jener Tage
Ueberstandner Leidenszeit,
Als ein Sinnbild harter Plage
Ward das Ehrne Kreuz gemeiht,
Eines Mannes Brust zu schmücken,
Der mit unerschrohnen Blicken,
Und mit eisernem Gemüth
Der Gefahr ins Auge sieht.

Stark und fest wie dieses Eisen,
Müsse des Soldaten Muth
Sich dereinst im Kampf beweisen
Ungebeugt von Feindesmuth;
Wie es in dem Feuer glühet,
Unterm Hammer Funken sprühet;
Blei' er im Gefecht mit Lust
Den Gegner seine Brust.

Finster sey des Siegers Seele,
Wie dies schwarze Eisenerz,
Und aus seinem Innern stehle
Sich kein Jubel und kein Schmerz;
Erst, wenn er den Feind bezwungen,
Und das Vaterland errungen,
Oeffne die verschloss'ne Brust
Sich der neuen Lebensluft.

Ohne Rostfleck, ohne Schramme,
Ohne Bruch, wie dieses Erz
Und geläutert in der Flamme
Sey auch des Soldaten Herz.
Ohne Furcht und ohne Tadel
Sey er vom gediegnen Adel;
Und von jeder Schlacke rein
Müsse seyne Seele seyn.

Wie, mit Schmeiß im Angesichte,
Aus der Erde tiefem Schacht,
Zu dem hellen Sonnenlichte
Es der Bergmann einst gebracht;
So will auch der Freiheit Segen
Auf gefahrvoll steilen Wegen,
Nur mit Arbeit, Müh und Pein
Einst zu Tag gefördert seyn.

Theodor Körner.

Das bisher fast gar nicht bekannte Gedicht hat Theodor Körner in der ersten Begeisterung über den neuen Kriegsgeschaften. In einem im Jahre 1819 in Halle erschienenen Buche von Fr. W. Lehmann, Kgl. Preußischen Universitäts-Schreibemeister, mit dem Titel „Ein Eichenkranz um Theodor Körner", das bestimmt war, dem Freiheitshelden ein kalligraphisches Denkmal zu setzen, wird dies Originalgedicht abgedruckt, mit dem ausdrücklichen Vermerk, daß es sich nicht in den hinterlassenen Schriften des Verfassers befindet.

## Zwei Briefe.

Skizze von Wolfgang Kemter.

Es war eine große Festlichkeit gewesen damals, als auf Schloß Klinksberg die Doppelverlobung der beiden jungen und ebenso hübschen wie reichen Komtessen mit zwei Offizieren der benachbarten Garnison, ebenfalls Mitgliedern des Hochadels, gefeiert wurde.

Die Komtesse Irene, die ältere, verlobte sich mit dem Oberleutnant Baron Loschen, und ihre Schwester, Komtesse Milli, mit dem Rittmeister Baron von Holdenburg.

Für den Herbst, nach den Manövern, war die Doppelhochzeit festgesetzt, doch — es kam nicht dazu.

Wenige Wochen vor dem festgesetzten Termine wurde zur größten Ueberraschung in den Kreisen des Adels bekannt, daß die Verlobung der Komtesse Irene mit Baron Loschen zurückgegangen sei. Die Nachricht, die man anfangs kaum glauben wollte, entsprach den Tatsachen, doch wurden keine Gründe bekannt. Man äußerte wohl Vermutungen, aber die Zeit lehrte, daß keine richtig war, und in der gräflichen Familie ging man schweigend über dieses unliebsame Ereignis hinweg. Baron Loschen kehrte nicht mehr in die Gegend zurück, er hatte sich zu einem anderen Regimente versetzen lassen.

Also wurde im Oktober nur die Hochzeit der Komtesse Milli mit dem Rittmeister gefeiert, und Komtesse Irene machte auf den Fest keinesweges den Eindruck einer unglücklich Liebenden. Sie war in heiterster Stimmung, ein wenig spöttisch und ironisch, fast etwas bitter, wie es ihren Bekannten schien, aber niemand vermochte durch dieses gelassene Aeußere in ihr Inneres zu blicken.

Drei Jahre später nahm Komtesse Irene die Werbung des Legationsrates Grafen Meerheim an. Um diese Zeit schied auch Baron Loschen aus dem aktiven Militärdienst und übernahm das Gut, das er von seinem Onkel erbte. Bald darauf vermählte er sich mit der Tochter eines Gutsnachbarn, trat in den Staatsdienst über und stieg schnell auf der Stufenleiter eines Regierungsbeamten. Graf Meerheim wurde kurz nachher zum Gesandten in Brasilien ernannt und verließ mit seiner Gattin Europa für lange Zeit.

Seitdem waren reichlich dreißig Jahre vergangen, als das Spiel des Schicksals es fügte, daß eines Frühjahrs im gleichen Hotel in einem kleinen Oertchen an der Riviera der Ackerbauminister Baron Loschen und die Gesandtenwitwe Gräfin Meerheim zu längerem Aufenthalte abstiegen.

Der Raum war eng und das Dörfchen klein. So trafen sich die Gräfin und der Minister schon am zweiten Tage nach ihrer Ankunft. Bei der Morgenpromenade am Meere entlang standen sie sich unerwartet bei einer Wegbiegung gegenüber.

Baron Loschen zog nach einem flüchtigen Stutzen tief den Hut, trat auf die Gräfin zu und sprach: „Gestatten Sie, Frau Gräfin, daß ich Sie nach so langen Jahren wieder einmal begrüße?"

Gräfin Meerheim dankte mit einer Verbeugung und erwiderte: „Ich erfah aus der Fremdenliste, daß Exzellenz gestern hier angekommen sind. Sie wollen sich wahrscheinlich von Ihren schweren Regierungsgeschäften ausruhen?"

Während sie nebeneinander auf den sorgsam gepflegten Wegen weiterschritten, antwortete der Minister: „Ja, ich hatte einen anstrengenden Winter, und ich gehöre nicht mehr zu den Jungen. Das Alter sendet seine Vorboten, und die soll man nicht übersehen. Frau Gräfin freilich sind noch rüstig und noch jung."

Die Gräfin lächelte ein wenig wehmütig und meinte: „Exzellenz, es ist nicht alles Gold, was glänzt. Wir sind beide grau geworden, und da pflegt die Zeit der Jugend für gewöhnlich weit zurückzuliegen. Denken Sie, dreißig Jahre haben wir uns nicht mehr gesehen."

„Und doch, Frau Gräfin haben sich kaum verändert."

„Auch ich habe Sie auf den ersten Blick erkannt." Noch einige Male gingen sie hin und wieder, sprachen von gemeinsamen Bekannten und von alltäglichen Sachen im leichtesten Konversationstone. Dann nahmen sie auf einer der Bänke Platz, die hart am Strande standen. Weit ging der Blick über die wogende Wasserferne und plötzlich fragte der Minister:

„Frau Gräfin, ein Menschenalter, wie Sie vorhin sagten, liegen jene Tage zurück, die ich und vielleicht auch Sie nicht ganz vergessen haben. Das Schicksal hat mich reich gemacht, mir eine treue Lebensgefährtin und wackere Kinder geschenkt. Bei diesen Worten zuckte es schmerzlich bitter um der Gräfin Mund. Der Minister fuhr fort: „Und doch habe ich viele Stunden in meinem Leben darüber nachgedacht, warum Sie damals von der Verlobung zurücktraten und mir den größten Schmerz antaten. Harte und bittere Worte standen in Ihrem Brief, von Mitgiftjägern und dergleichen, die ich nicht, nie verstehen konnte. Doch Sie erklärten in so bestimmter Weise, daß nichts mehr diesen Ihren Beschluß zu ändern vermöchte, daß ich mich wohl oder übel in das Unerklärliche schicken mußte. Daß es keine Augenblickslaune war, weiß ich wohl, aber um so mehr sann und sann ich, um des Rätsels Lösung zu finden. Es ist mir nie gelungen. Ich war mir keiner Schuld bewußt, die Ihren Schritt gerechtfertigt hätte, und glaubte mich in der Annahme nicht zu täuschen, daß meine Gefühle Erwiderung fanden, wofür mir Ihr mich beglückendes Jawort der beste Beweis schien.

Verzeihen Sie, daß ich von diesem lange und weit Zurückliegenden angefangen habe, aber da das Schicksal unsere Wege doch noch einmal zusammenführte und wir beide in den Jahren sind, in denen der Blick ruhig zurückgeht und Jugendträume und -Wünsche längst begraben sind, glaube ich, ohne alte Wunden, wenn solche überhaupt vorhanden waren, aufzureißen, um die Lösung des Rätsels bitten zu dürfen. Unweigerlich habe ich mich damals Ihrem Worte gefügt, obwohl es mir die bitterste Stunde des Lebens bereitete."

Der Minister hatte in ruhigem, leidenschaftslosem Tone gesprochen, und nur bei den letzten Worten war er merklich wärmer geworden. In ebenso ruhigem Tone, wie die Frage gestellt war, gab Irene Meerheim die Antwort.

„Meine Anspielungen in dem Briefe, in dem ich Exzellenz damals Ihr Wort zurückgab, schienen mir deutlich und durchaus verständlich zu sein. Der Grund, warum ich meine Zukunft nicht der Ihren anvertrauen wollte, war eine zufällige Entdeckung, gemacht durch eine Indiskretion meinerseits, ich gestehe es, die aber für eine Braut wohl begreiflich und verzeihlich war.

Exzellenz erinnern sich vielleicht, wie wenige Wochen vor der festgesetzten Hochzeit auf Klinksberg größere Gesellschaft war. Besonders die Jugend aus dem ganzen Kreise hatte sich an jenem Tage bei uns ein Stelldichein gegeben. Im Verlaufe des Nachmittags wurden unter anderem auch einige Gesellschaftsspiele gemacht, und zuletzt auch jenes, bei dem abwechselnd bald einer der Herren und bald eine der Damen kleinere Gegenstände versteckte, die dann gesucht werden sollten. Da alle nur erdenklichen Orte als Verstecke gewählt wurden, geriet ich bei der Suche in die Garderobe und griff auch in die Tasche Ihres Mantels, der dort hing. Meine Hand griff Papiere, die ich, einem plötzlichen Impulse gehorchend, herauszog. Es waren zwei beschriebene Briefbogen. Ich war allein, die Schrift des einen hatte ich als von Damenhand herrührend erkannt, und da, verlesen Sie sich in meine Lage, war meine brennende Neugier geweckt. Ich las die Zeilen. Der eine Brief war mit „Geliebtester" überschrieben und mit Lotte unterzeichnet, und der rührende Abschied dieses jungen Mädchens, das in selbstloser Liebe ihrem Geliebten, ohne zu zögern, den Weg zu einem anderen Glück freigab, den dieser seiner Verhältnisse halber gehen mußte. Sie dankte ihm für die schönen, ihr gewidmeten Tage und fand in dem Glauben Trost, daß auch er sie nie ganz vergessen werde. Sie war arm, und auf eine Verbindung mit dem Geliebten hätte sie nie hoffen dürfen.

Das zweite Schreiben kam von einem gewissen Isaak Mandelstein; Exzellenz sehen, daß ich die kleinsten Details noch in bester Erinnerung habe. Dieser Mandelstein schrieb dem Herrn Baron, daß er von dessen Verlobung mit der Komtesse Klinksberg gehört habe, daß es mit der Bezahlung des Wechsels, den er gerne prolongiere, keine Eile mehr

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130309022/fragment/page=0001

hätte, und daß er den Herrn Baron ergebenst bitte, weiter über seine Kasse zu verfügen.

Wie ein Blitz aus heiterm Himmel wirkte der Inhalt dieser beiden Briefe auf mich. In welchen Abgrund hatt ich? Waren das die Gründe, warum ich Voronin Loschen werden sollte, nicht Liebe und herzliche Zuneigung? Exzellenz, über diese Enttäuschung bin ich nicht hinweggekommen. Unter ihrem Eindrucke gab ich Ihnen mein Wort zurück, und alle Anstrengungen der Meinen konnten mich von diesem Entschlusse nicht mehr abbringen."

Eine kleine Pause entstand. Sinnend ruhten des Ministers Blicke auf dem Meere, während er mit dem Spazierstocke im Sande zeichnete. Endlich nahm er das Wort: „Nun verstehe ich wohl Ihre herben und schmerzenden Worte. Auf solchen Grundlagen glaubten Sie, Frau Gräfin, Ihr Glück nicht aufbauen zu können".

„Nein, mein Vertrauen war erschüttert".

„Und doch — sind die beiden glücklich geworden."

„Wer? Wen meinen Sie?"

„Kurt Holdenburg, der General, und Ihre Schwester Milli".

Verständnislos blickte die Gräfin auf den Minister, obwohl ihr eine Ahnung von etwas Schrecklichem aufdämmerte, das der Minister in der nächsten Minute mit ruhiger, fast leiser Stimme wirklich aussprach.

„Ich hatte an jenem Tage keinen Ueberrock bei mir, der Offiziersmantel gehörte Holdenburg und die Briefe waren an ihn gerichtet. Ich hatte nie mit Buchrern zu tun, während der Rittmeister tief in deren Schlingen steckte und nur durch die Heirat mit Ihrer Schwester seine Verhältnisse sanierte. Auch hatte er in seinem jugendlichen Leichtsinn mit der Tochter seiner Wirtin, einer Beamtenwitwe, eine Liebelei angefangen, die natürlich von vornherein vollkommen aussichtslos war. Sie haben den Abschied des hochherzigen Mädchens gelesen. Und trotz alledem — sind Kurt und Ihre Schwester glücklich geworden."

Die Gräfin hatte, tief erblaßt, diesen Worten gelauscht.

„Hans Joachim", fragte sie mit zitternden Lippen, „warum haben Sie —"

„. . . diesen Irrtum nicht geklärt, wollten Sie sagen. Ich kannte ja den Grund Ihrer Absage nicht bis zur heutigen Stunde, und dann waren in Ihrem Briefe Worte, die meinen Stolz aufs tiefste verletzten".

Irene Meerheim verstummte. Einem Irrtum hatte sie also ihr Glück geopfert und dafür eine glück- und kinderlose Ehe eingetauscht. Und ihre bitteren Stunden wurden wach.

Da tönte neben ihr eine ruhige Männerstimme. „Frau Gräfin, ich höre die Glocke, die zum zweiten Frühstück ruft, darf ich Sie zum Hotel geleiten?"

Stumm nickte die Gräfin und erhob sich.

## Der geköpfte Amor.

Skizze von Rudolf Retty.

Herr Ulrich Amster war Ratsschreiber oder Ähnliches in einem mittelgroßen Orte und ein ansehnlicher Mann, so in den Dreißigern. Vor einem Jahre hatte er während seiner Ferien auf dem Lande ein sehr braves, hübsches Mädchen kennen gelernt und geheiratet. Beide hatten sich herzlich lieb und doch war ihre Ehe nicht beschaffen, daß man sie als ein Muster hinstellen konnte.

Amster war nämlich eine befehlerische Natur, und da seine magistratliche Würde ihm nicht viel Gelegenheit zum Befehlen gab, tat er dies um so kräftiger daheim. Alles mußte nach seinem Willen geschehen. Die Stellung der Hausgeräte, der Schränke und Betten, ja selbst der Küchenzettel wurde von ihm bestimmt. Anfangs war's gewiß nur liebevolle Fürsorge, die sich dann aber, wie's oft geschieht, tyrannisch gebärdete.

Unterstützt wurde sein Despotismus dadurch, daß die junge Frau vom Lande zuerst, mit den städtischen Gepflogenheiten nicht vertraut, alles ihm überließ; und so blieb es denn auch, nachdem sie die nötige Kenntnis erworben. Außerdem war sie ein sanftes, nachgiebiges Wesen, ein so weiches Stämmchen, daß jeder Luftzug seines Willens sie da- oder dorthin bog. Als sie aber zur Einsicht kam, daß ein solches Verhältnis auf die Dauer nicht das richtige sei, war es schon zu spät, sich durchzusetzen.

Nun lebten sie schon ein ganzes Jahr nebeneinander hin, ohne die Hitze irgendwelchen Streites, aber auch ohne die stürmische Zärtlichkeit; und da Frau Lina manchmal las und hörte, daß seien die besten Ehen, in denen eine gemäßigte Temperatur herrsche, ergab sie sich schließlich darin. Da sollte aber eines Tages die Wärmeskala doch bedenklich steigen und zugleich das Wetterglas, das bisher immer „ziemlich heiter" gezeigt, ebenso tief fallen. Die Veranlassung war eine ganz geringfügige.

Herr Amster war in allem, was seinen Schreibtisch mit dem nötigen und überflüssigen Zubehör betraf, ganz besonders empfindlich. Auf ihm ein Heft, eine Feder anders zu legen, ein Sandbüchschen von rechts nach links zu stellen, galt ihm ein Verbrechen, und wenn Frau Lina die sichtbare Werkstatt seiner geistigen Arbeit heimlich abstaubte, geschah es nie, ohne daß sie sich vorher einen genauen Plan machte, wie und wo jener Gegenstand sich befunden. Einer der geheimsten darunter war ein kleiner, porzellanener Amor, der aus zwei weiß welchem Grunde auf einer runden Schale saß und von dort mit dummstpfbübischer Miene dem Beschauer seinen altbewährten Bogen entgegenspannte. Dies Bildwerk mußte wohl ein ehrwürdiges Erbstück sein, denn der Gatte hatte einmal geäußert: „Daß mir daran nichts geschieht! Das würde mich sehr verdrießen! Das Stück hat schon mein seliger Vater benutzt!" Als Aschenbecher natürlich; an dem runden Bogen streifte auch der jetzige Inhaber seine Zigarrenasche ab.

Wenn Frau Lina von dem kleinen Gott vorsichtig den Staub abblies, ihn mit einem Federchen von Aschresten reinigte, so tat sie's immer klopfenden Herzens in Ulrichs Abwesenheit, und da passierte es ihr einmal, vielleicht gerade, weil sie mit besonders ängstlicher Vorsicht bei dem Reinigungswerk verfuhr, daß ihre sonst nicht ungeschickte Hand mit dem Staubwedel dem Liebesvermittler den Kopf abschlug. „Ach, du mein Gott!" schrie sie fast auf — „nun mir das gerade mit dem —" Es war fast noch eine Stunde bis zu Ulrichs Heimkehr vom Bureau. Zuerst dachte sie daran, Hals und Kopf mit Siegellack zu verbinden; aber das hätte bei noch so behutsamer Prozedur einen roten Rand gezeigt, gleich einem blutenden Schnitte, hätte also dem Gebieter das Unglück sofort verraten. Der Gummi war eingeschlossen, ein anderes Bindemittel nicht zur Hand — und so blieb sie in der Küche schnell ein Ei nach einander und strich mit dem Eiweiß, das zugleich ein gelinder Klebestoff, zart über die Bruchstellen. Dann hauchte sie mit ihrem frischen, warmen Mund den aufgesetzten Kopf lange an, damit alles schneller trockne. Bis morgen früh konnte der Schaden schon repariert sein und wenn sich ihr Mann nicht gleich nach dem Abendbrot der Schale bediente — da klingelte es.

Ulrich ist's, der sie freundlich mit einem flüchtigen Kuß — so mehr in die Luft — begrüßt. Hurtig springt sie in die Küche, ihn durch Plaudern immer in der Nähe haltend, damit er nicht vor ihr in das Zimmer trete. „Du schon da? — Das ist hübsch! Bist Du auch nicht naß geworden? — Ach, es regnet gar — nicht? — Richtig! Ist's kalt draußen? — Auch nicht? Na — nun so besser! — So, nun setz Dich!" Ihm gefiel das betuliche Wesen der sonst Stilleren recht wohl und er klopfte ihr in besonderer Anerkennung die gerötete Wange. Auch beim Essen plauderte sein Weibchen mehr und lebhafter als sonst und sein gewohnheitsmäßig inspizierender Blick auf den Schreibtisch, den staubfrei glänzenden, lehrte, da er keinerlei Stellenveränderungen bemerkte, wieder zu seiner lieben Nachbarin zurück.

Der Hausherr hatte schon nichts mehr von Amtsmiene, schmunzelte wohlgefällig beim Essen, schielte aber doch nach dem Bücherschrank, auf dem die bekannte, länglich-viereckige Kiste stand. „Bis morgen früh" — dachte sie sich — „wird sein dummer Kopf (des Amors natürlich) schon angetrocknet sein, und einmal kann er die Abendzigarre schon überschlagen!" So verhinderte sie ihn denn am Aufstehen, indem sie ihnen Obenein, noch dem Schranke deutenden Arm faßte und sich — das hatte sie noch nie gewagt — verlegen lächelnd auf seinen Schoß setzte.

„Heute — kannst — Du — wohl — 'mal — ein bißchen — warten!" scherzte sie und drückte ihm nach jedem Wort einen Kuß auf.

Eine selten geübte Zärtlichkeit wirkt dadurch um so eindringlicher, und Herr Amster ließ sich mit freudiger Verwunderung alles gefallen, erwiderte es aufs beste; aber dann hob er die zierliche, sich jetzt nur schwer machende Gestalt vom Schoß, ging in den Schrank und holte sich nach genauer Prüfung, obwohl sie alle, wie Soldaten in der Schachtel, sich ähnlich sahen, eine der duftigen hellbraunen Amerikanerinnen hervor. Hätte er sehen können, wie hinter seinem Rücken Frau Lina den Daumennagel angstvoll an die Lippen preßte, er wäre wohl aufmerksam geworden. So aber tat er einen langen Zug aus der sorgfältig angezündeten Zigarre, ließ den Rauch mit vorgeschobener Unterlippe langsam entweichen und fand: „Ach, das schmeckt!"

„Besser?" fragte sie scheinbar erzürnt, und er, an ihre Liebkosungen sich erinnernd, meinte lächelnd: „Bewahre — nur anders!"

Und nun ging er an den Schreibtisch, nahm mit der Rechten die Zeitung aus der Mappe und griff mit der Linken nach dem Amor. Ob er's nun immer so machte oder ausnahmsweise nur heute: Er starrte erst das porzellanene, dann Frau Linas Köpfchen an, dann wieder jenes, legte die Zigarre nieder, was immer den Anfang einer Strafpredigt bedeutete, und fragte mit strenger Miene:

„Was ist denn das?"

„Kaput ist es!" sagte sie mit einem Anflug von Trotz. Aber die sonst so helle Stimme klang dumpf verschnupft von heraufziehenden Tränen.

„Ja, das sel' ich!" erwiderte er in schneidendem Ton. Und nun machte er ein großes Wesen von dem kleinen Unfall, ging im Zimmer unruhig da- und dorthin, schob und rückte an verschiedenen Gegenständen und gestikulierte dabei heftig.

„Da hast Du nun doch meine Bitte und Bestimmung für nichts geachtet, heimlich hinter meinem Rücken gekramt, Ordnung gemacht, wie ihr es nennt, und mit dieser unseligen, unnötigen Leidenschaft das Gegenteil bewirkt! Du weißt, daß ich — ein — für — alle Male —" Als wenn er etwas beerbte, so wichtig sagte er's — „ein — für — alle Male verboten habe, in meiner Abwesenheit Gegenstände, die mir besonders an Herz gewachsen sind, anzurühren und ich will — daß — mein Wille — respektiert wird!" wieder im Eideston. — „Das hast Du aber zum so und sovielten Male nicht getan, gerade, als wenn es mir zum Trotz geschieht. Denn Anstatt anrichtige Reue — ja sieh' mich nicht so an — Reue darüber zu verspüren, bist Du gut aufgelegt, machst sogar Deine Späße! Wie? Was? Warum sagst Du mir nicht mit bescheidener Offenheit: das und das ist geschehen, sei mir nicht böse?"

„Ich will's nicht wiederum!" ergänzte sie seine Rede. „Ich, du mein Gott!" schrie sie fast auf — „muß mir das gerade mit dem — Es war fast noch eine Stunde bis zu Ulrichs Heimkehr vom Bureau. Zuerst dachte sie daran, Hals und Kopf mit Siegellack zu verbinden; aber das hätte bei noch so behutsamer Prozedur einen roten Rand gezeigt, gleich einem blutenden Schnitte, hätte also dem Gebieter das Unglück sofort verraten. Der Gummi war eingeschlossen, ein anderes Bindemittel nicht zur Hand — und so blieb sie in der Küche schnell ein Ei nach einander und strich mit dem Eiweiß, das zugleich ein gelinder Klebestoff, zart über die Bruchstellen. Dann hauchte sie mit ihrem frischen, warmen Mund den aufgesetzten Kopf lange an, damit alles schneller trockne. Bis morgen früh konnte der Schaden schon repariert sein und wenn sich ihr Mann nicht gleich nach dem Abendbrot der Schale bediente — da klingelte es.

Ulrich ist's, der sie freundlich mit einem flüchtigen Kuß — so mehr in die Luft — begrüßt. Hurtig springt sie in die Küche, ihn durch Plaudern immer in der Nähe haltend, damit er nicht vor ihr in das Zimmer trete. „Du schon da? — Das ist hübsch! Bist Du auch nicht naß geworden? — Ach, es regnet gar — nicht? — Richtig! Ist's kalt draußen? — Auch nicht? Na — nun so besser! — So, nun setz Dich!" Ihm gefiel das betuliche Wesen der sonst Stilleren recht wohl und er klopfte ihr in besonderer Anerkennung die gerötete Wange. Auch beim Essen plauderte sein Weibchen mehr und lebhafter als sonst und sein gewohnheitsmäßig inspizierender Blick auf den Schreibtisch, den staubfrei glänzenden, lehrte, da er keinerlei Stellenveränderungen bemerkte, wieder zu seiner lieben Nachbarin zurück.

Der Hausherr hatte schon nichts mehr von Amtsmiene, schmunzelte wohlgefällig beim Essen, schielte aber doch nach dem Bücherschrank, auf dem die bekannte, länglich-viereckige Kiste stand. „Bis morgen früh" — dachte sie sich — „wird sein dummer Kopf (des Amors natürlich) schon angetrocknet sein, und einmal kann er die Abendzigarre schon überschlagen!" So verhinderte sie ihn denn am Aufstehen, indem sie ihnen Obenein, noch dem Schranke deutenden Arm faßte und sich — das hatte sie noch nie gewagt — verlegen lächelnd auf seinen Schoß setzte.

„Heute — kannst — Du — wohl — 'mal — ein bißchen — warten!" scherzte sie und drückte ihm nach jedem Wort einen Kuß auf.

Eine selten geübte Zärtlichkeit wirkt dadurch um so eindringlicher, und Herr Amster ließ sich mit freudiger Verwunderung alles gefallen, erwiderte es aufs beste; aber dann hob er die zierliche, sich jetzt nur schwer machende Gestalt vom Schoß, ging in den Schrank und holte sich nach genauer Prüfung, obwohl sie alle, wie Soldaten in der Schachtel, sich ähnlich sahen, eine der duftigen hellbraunen Amerikanerinnen hervor. Hätte er sehen können, wie hinter seinem Rücken Frau Lina den Daumennagel angstvoll an die Lippen preßte, er wäre wohl aufmerksam geworden. So aber tat er einen langen Zug aus der sorgfältig angezündeten Zigarre, ließ den Rauch mit vorgeschobener Unterlippe langsam entweichen und fand: „Ach, das schmeckt!"

„Besser?" fragte sie scheinbar erzürnt, und er, an ihre Liebkosungen sich erinnernd, meinte lächelnd: „Bewahre — nur anders!"

Und nun ging er an den Schreibtisch, nahm mit der Rechten die Zeitung aus der Mappe und griff mit der Linken nach dem Amor. Ob er's nun immer so machte oder ausnahmsweise nur heute: Er starrte erst das porzellanene, dann Frau Linas Köpfchen an, dann wieder jenes, legte die Zigarre nieder, was immer den Anfang einer Strafpredigt bedeutete, und fragte mit strenger Miene:

„Was ist denn das?"

„Kaput ist es!" sagte sie mit einem Anflug von



## Heldinnen des Befreiungskrieges.

Von H. E. Ermisch.

Wie eine alles mit sich fortreißende Windsbraut war im Frühjahr des Jahres 1813 die Erhebung Preußens durch alle deutschen Lande dahingebraust, überall die Herzen aufrüttelnd, überall neues Leben weckend. Es war ein Klingen und Singen, ein Jubeln und Jauchzen. Lange genug hatte es gedauert, ehe sich das ausgelogene preußische Volk wieder auf sich selbst besann. Das Unglück des Vaterlandes hatte erst gewaltig in den Pfeilern des morschen Staates rütteln müssen, ehr von Grund auf die unter dem Zwang alter verrosteter Bestimmungen eingeschlummerte Volkskraft, die unter dem Druck staatlicher und polizeilicher Bevormundung kaum noch lebensfähig war, aufrütteln müssen, ehe die erstarrte Saat ihre ersten Triebe schüchtern emporsprießen ließ.

Dann erschienen eines Tages im Januar Aufrufe in den Zeitungen, für die große bevorstehende Tat die nötigen Geldmittel durch vaterländische Sammlungen und Stiftungen zusammenbringen. Der glückliche Gedanke eines Berliner Bürgers in einer öffentlichen Aufforderung, die goldenen Trauringe auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen und dafür den Gebern eiserne zu überreichen, fand einen ungeahnten Erfolg. Schon am nächsten Tage wurden 150 Ringe umgetauscht, und stolz sahen die Frauen auf die in den neuen Ringen eingerigten Worte: „Gold gab ich für Eisen".

Allmählich wurde das Gold doch selten. Ketten, Halsbänder, alles, was nur irgendwie zu Geld gemacht werden konnte, wurde auf die Tische des Komitees gelegt, das, aus ehrenwerten Bürgern zusammengesetzt, sich in den Dienst der guten Sache gestellt hatte. Rührend ist es, wenn man die kurzen, inhaltsschweren Notizen liest, nach denen eine Witwe ihr letztes Kleid mit den Worten opfert: „Die Jäger brauchen den Rock nötiger als ich", oder von einem Kind, das den zum Ankauf einer Pappe geschenkten Taler, ohne mit der Wimper zu zucken, dem Beamten übergibt mit den Worten: „Für meinen Bruder, der eingezogen ist."

Rührend ist auch das Opfer der 18jährigen Ferdinande von Schmettau in Breslau. Da sie wegen ihrer Armut nichts auf den Tisch des Vaterlandes legen konnte, ging sie zum nächsten Barbier und fragte ihn, was wohl ihr langes, goldblondes Haar wert sei. „Zehn Taler", erwiderte dieser. „Bitte, geben Sie mir das Geld und nehmen Sie das Haar!" Traurig muß sie von dannen gehen. Der Barbier weigert sich, die Jungfrau ihres schönsten Schmuckes zu berauben. Nach kurzer Zeit steht dieselbe Ferdinande lächelnd vor einem Tisch des Annahmekomitees, in der Hand das abgeschnittene Haar: „Der Friseur hat für dieses Haar zehn Taler geboten. Ich bin glücklich, dem Vaterland dieses kleine Opfer zu bringen. Das Komitee ließ aus der Fülle des Haares Haarringe, Halsschnüre und Armbänder anfertigen, die einen reißenden Absatz fanden und über 1000 Taler einbrachten.

Noch heute, nach 100 Jahren, wirken diese Beispiele unvergleichlicher Opferwilligkeit aller Stände, jedes Alters und jedes Geschlechts herzbewegend, und mit ehernem Griffel sind die Taten der Frauen und Jungfrauen in die Tafeln der preußischen Geschichte eingemeißelt, die nach dem Aufruf des Königs mit ihren Männern und Brüdern zu den Fahnen eilten und Schulter an Schulter mit ihnen für die Befreiung des Vaterlandes kämpften und den Heldentod starben.

Zu den in das Lützowsche Freikorps aufgenommenen Streitern gehörte auch jene heldenmütige Eleonore Prohaska, die, von der flammenden Begeisterung jener Tage mit fortgerissen, als erste den Entschluß faßte, in den Reihen der Jäger für das Vaterland ihr Leben einzusetzen. Heimlich verließ die Achtzehnjährige das Haus ihres Vaters, eines invaliden Unteroffiziers zu Potsdam, und stellte sich der Aushebungskommission. Während in der Brief, den die junge Kriegerin aus ihrem ersten Biwak an den 15jährigen Bruder schrieb, und der ein beredtes Zeugnis ablegt für die Aufopferungsfähigkeit weiblicher Jugend. Es heißt darin:

Aus unserem ersten Biwak.

Lieber Bruder!

Nun habe ich Dir noch etwas ganz Neues zu erzählen, worüber Du mir aber versprechen mußt, nicht böse zu sein. Ich bin seit vier Wochen Soldat! Erkannne nicht, aber schelte auch nicht. Du weißt, daß der Entschluß dazu schon seit Anfang des Krieges meine Brust beherrschte. Schon zwei Briefe von Freundinnen erhielt ich, welche mir vorwarfen, ich sei feige, da alles um mich her entschlossen ist, in diesem ehrenvollen Kriege mitzukämpfen. Da wurde mein Entschluß unumstößlich fest: ich war im Zimmer meiner Seele überzeugt, keine schlechte oder leichtsinnige Tat zu begehen. Denn sieh nur Spanien und Tirol, wie da die Weiber und Mädchen handelten. Ich verkannte also mein Zeug, um mir erst eine anständige Mannskleidung beizulegen, bis ich einmal ihren Kopf aufgesetzt, daß der Mann gegenüber nie wieder nötig hatte, denn Herr Ulrich wurde von nun an weniger herrisch und hatte es nicht zu bereuen.

## Politik und Literatur in der Küche.

Von der Erwählung des neuen Präsidenten der französischen Republik hat auch die Kochkunst in würdiger Weise Notiz genommen, indem der bekannte Kochkünstler Escoffier die „Poularde Poincaré" schuf. Damit folgt die kulinarische Kunst den altherühmten Traditionen, die den Speisezettel schon oft zum Spiegelbild politischer Ereignisse gemacht haben. Wie B. de Bellefont in einem Aufsatz der Quinzaine ausführt, ist es bei den Köchen angenommenen Namen als mein Bruder. Briefe haben, wie Du weißt, mancherlei Schicksale. Wir exerzieren, kraxlieren und schießen recht fleißig, woran ich viel Vergnügen habe. Ich treffe auf 150 Schritt die Scheibe. Lebe wohl, guter Bruder! Ehrenvoll oder nie sieht Du mich wieder. Grüße Vater und Karolinen tausendmal. Sage ihnen, daß mein Herz stets gut und edel bleiben wird, daß seine Zeit, Schicksal oder Gelegenheit mich zu Grausamkeiten oder bösen Handlungen verleiten soll und daß mein Herz stets treu und bieder für Euch schlägt. Mit ewiger Liebe

Deine Leonore, genannt August Renz,
freiwilliger Jäger bei dem Lützowschen Freikorps
im Detachement, erstes Bataillon.

Leider ist dieser Brief der einzige gewesen, der uns über das Seelenleben und über die patriotischen Empfindungen der weiblichen Jugend jener Tage Aufschluß gibt. Schon nach einigen Monaten, am 16. September, wurde der Freiwillige „Renz" bei einem Sturmangriff an der Göhrde von einer tödlichen Kugel getroffen. Mit den Worten: „Herr Leutnant, ich bin ein Mädchen!" gab Eleonore Prohaska, den Kopf auf eine Trommel gestützt, ihren Geist auf. —

Der Heldentod des schwarzen Jägers Renz wurde allmählich in ganz Deutschland bekannt. Das edle Beispiel weiblicher Tapferkeit reizte zur Nachahmung, und schon nach kurzer Zeit hörte man wieder von der Ruhmestat einer Heldenjungfrau, die sich unter die rauhe Soldateska begeben hatte, und die Friedrich Rückert in dem volkstümlichen Liedchen besingt:

In den Lüneburger Toren
Ward ein seltner Kampf gesehn.
Daß der Kampf nicht ganz verloren,
Ist durch Mädchendienst geschehn.

Johanna Stegen, auch ein Name, der in den Annalen der Kriegsgeschichte unvergessen bleiben wird. Die schlanke, blauäugige Johanna, das weiße Häubchen auf dem rötlich blonden Haar, hatte sich während des Kampfes um das Städtchen Lüneburg dem dichtesten Kugelregen ausgesetzt und den braven pommerschen Füsilieren, denen die Munition ausgegangen war, unschätzbare Dienste geleistet. Die Schürze angefüllt mit Pulver und Blei, den Zipfel der Schürze mit den Zähnen festhaltend, teilte sie mit beiden Händen Munition aus, nicht achtend der feindlichen Kugeln, die ihre Kleider durchlöcherten und ihr eine Haarsträhne fortrissen. Unermüdlich eilte sie zu den Soldaten, steckte ihnen das Blei in die Hände oder schob es in die Tasche und trug durch diese schnelle Munitionsverteilung wesentlich zu dem günstigen Ausgang des Gefechtes bei. Das „Mädchen von Lüneburg", wie es allgemein genannt wurde, ging später nach Berlin und wurde hier die Frau eines ehrenwerten Bürgers. Auf dem alten Sophienkirchhofe in Berlin wurde im April 1908 der tapferen Frau ein Denkmal gesetzt. —

Eduard Krause, 17 Jahre alt, Freiwilliger bei den Lützow-Jägern in Jüllich, so steht die Bremerin Anna Lühring in den Stammrollen eingetragen. In den Kleidern ihres Bruders hatte sie heimlich, wie Eleonore Prohaska, das Elternhaus verlassen und war gegen den Feind gezogen. Nach Beendigung des Krieges kehrte sie in ihre Heimatstadt zurück und starb 1866 in Hamburg in ärmlichen Verhältnissen.

Besser erging es der Mecklenburgerin Auguste Krüger, die während des Feldzuges zum Unteroffizier befördert und bei Dennewitz mit dem Eisernen Kreuz geschmückt wurde. Unter dem Namen „August Lübeck" war sie in den Kolberg'schen Grenadierregiment eingetreten, hatte bei Ramur, Landrecy, Pülilippeville mitgekämpft und heiratete nach dem Kriege den ebenfalls mit dem Eisernen Kreuz dekorierten Unteroffizier Kühler. Für heldenmütiges Verhalten im Kriege wurden dem Unteroffizier Lübeck vom König von Preußen und vom Großherzog von Mecklenburg bis zu ihrem Tode im Jahre 1848 Jahresrenten ausgesetzt.

Die Chronik zählt noch eine ganze Reihe von Heldinnen auf, die die Strapazen eines Krieges in heroischer Ausdauer ertrugen, über deren ferneres Leben jedoch nur spärliche Nachrichten vorliegen. Ruhmvoll glänzen ihre Namen in der Geschichte. Ob deutsche Frauen vor 100 Jahren mit der Mordwaffe in den zarten Händen — kriegerische Elemente unter den Frauen gibt es ja schon seit altersher — in den Kampf zogen oder in unserer Zeit, wie es die letzten Kriege zeigten, sich in den Dienst der Krankenpflege stellten und todwunde Krieger verbanden, ist kein großer Unterschied. In beiden Fällen ist es dieselbe Aufopferungsfähigkeit, die die deutsche Frau auszeichnet und sie zur Heldin auf dem Felde der Ehre macht.

## Was die Mode bringt.

Pariser Brief.

Was auch immer aus Paris in Angelegenheit der großen Damenmode zu berichten ist, so kennzeichnet sich alles ohne Ausnahme als ein Gipfel raffinierter Kunst, als ein Superlativ des Luxus. Wenn hier und da über schlechte Zeiten geklagt wird — ach, wie stimmt das mit den Aufwendungen zusammen, die unsere Damen ihrer lieben Eitelkeit schuldig zu sein glauben? Betrachten wir bloß einmal den Luxus, den die Fußbekleidung heute zur Entfaltung bringt.

Da ist neue Mode, gleich ihren Vorgängerinnen, vorn kurze Röcke fordert, hat das Schuhwerk eine ganz besondere Wichtigkeit erlangt, was ja ganz natürlich ist, da es ebenso in die Augen fällt, wie die Nase im Gesicht. Früher war dem nicht so, denn unsere Mütter pflegten ihre Füße nicht zu zeigen. Da gibt es nun zwei Neuheiten. Die erste ist ein Absatz aus Porzellan. Wenn dieses modernste aller Garnierungsmittel mit einem der Färbung des Porzellans entsprechenden Atlasschuh in Verbindung steht, wirkt es ganz nett. Es gibt sehr scharmante Schuhe aus zitronengelber Seide, die vorn nur mit einer kleinen Schleife aus demselben Stoff garniert und an die gebliche, mit kleinen bunten Blümchen verzierte Hacken angeschraubt sind. Andere sind aus weißem oder mauvefarbenem Atlas mit gleichfarbigem Porzellanhacken. Etwas zerbrechlich, wird man sagen! Allerdings, aber es verhebt sich von selbst.

ein beliebter Brauch, ihre eigene Schöpfereikraft hinter einem großen Namen zu verstecken und auf ihre Weise staatsmännische Triumphe zu verherrlichen. Die Küchenchefs eines Mikelieu oder Condé haben ihre köstlichsten Gerichte stets nach ihren hohen Herren genannt; doch dünkten sich die Grandseigneurs auch nicht zu hoch, um selbst in die Küche zu steigen und mit den dienstbaren Geistern in der Erfindung besonderer Feinheiten zu wetteifern. Ludwig XV., der die „Schoten à la Francaise" bereitete, gab ihnen schon im Namen eine nationale Bedeutung.

So manchen Edelmann hat durch ein Gericht seinem Namen die Unsterblichkeit gesichert, die eine große Tat nicht immer verbürgt; man denke an den Marquis von Béchamel, dessen berühmte weiße Sauce noch heute auf allen Menus fungiert, von dem jeder etwas weiß, der einmal „Béchamel-Kartoffeln" gegessen hat. Unter den Staatsmännern, denen die Küche ein getreues Andenken bewahrt, ragt besonders Talleyrand hervor, der mit seinem berühmten „Chef" Carême zusammen „unsterbliche" Werke geschaffen hat. Der moderne Gourmet erfreut sich noch an den „Truffeln à la Talleyrand" wie er dankbar jener Staatsmänner gedenkt, deren Namen unauflöslich verknüpft sind mit dem „Karpfen à la Chambord", dem Aumale-Filet, der Seezunge à la Joinville, dem Poulet à la Nemours, Marengo, Demidow usw.

Neben den Aristokraten und Politikern haben in neuerer Zeit vor allem die Männer der Kunst den Glanz ihrer Namen in die Menus eingeschrieben. In früheren Zeiten waren es freilich soft immer arme Schlucker, die mit den Grandseigneurs vielleicht in der Feinheit des Geschmacks, aber nie in der Möglichkeit der Verwirklichung ihrer kulinarischen Träume rivalisieren konnten. Die Maler sind unter den Gourmets überhaupt selten, und so steht der große Claude Lorrain als Ausnahme da; denn ihm schreibt man die Erfindung des Blätterteiges zu, der gewiß als eine epochemachende Tat auf dem Gebiet der hohen Backkunst gelten kann. Die Männer der Feder erobern sich erst im 19. Jahrhundert ihre Stellung im Pantheon der Küche. Und wenn die Chateaubriand voran, der seinen kulinarischen Ruhm jedoch nur einem Irrtum verdankt. Der schwärmerische Dichter des „Atala" hat mit dem nach ihm noch heute genannten Beafsteak gar nichts zu tun. Nach dem Geständnis, das der Restaurateur Magny Théodore de Banville machte, wurde dieses auf dem Grill bereitete und mit Kartoffeln garnierte Fleischgericht, das mit der melancholischen Lyrik des großen Poeten so gar nichts zu tun hat, von einem Herrn de Chabrillan angegeben. Aber da damals der Ruf des genialen Romantikers selbst bis in die Küche gedrungen war, so legte ein findiger Geist diesem Beafsteak den großen Namen bei, ja man ging darin sogar noch weiter und schuf auch Eier und eine Sauce à la Chateaubriand, ohne daß Geist und Junge des Dichters dabei irgendwie mitwirkten.

Seitdem überwiegen die Namen der Dichter und Musiker in den Meisterwerken der Küche die der Diplomaten und Politiker, Den „Pfirsichen à la Alexandre", dem in Eis servierten Geflügel à la Rooseveit stehen die Rebhühner à la Rostand, die „Ente Mounet-Sully", die Sarah Bernhardt ihre Entstehung verdankenden „lauwagines de Belle-Ile", eine besonders pikant zubereitete Art Wasservögel, gegenüber. Und daß die Musiker ihren Ruf als Feinschmecker, den die Schöpfungen Rossinis begründeten, bewahrt haben, beweist das in Portwein gekochte „Filet Massenet". So werfen Politik und Kunst ihre Netze bis in die Küche, die nun die Poularde Poincaré in das goldene Buch der berühmten Gerichte eingetragen hat.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130309022/fragment/page=0002